

# Dichtung und Zeitgeschehen

Autor(en): **Geilinger, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **8 (1940-1941)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758157>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Dichtung und Zeitgeschehen

Von Max Geilinger

Jede menschliche Betätigung, auch die künstlerische, ist nur möglich in den Schranken von Zeit und Raum; ihre Verwirklichung benötigt wie das Wachsen einer Blume oder eines Baumes einen gewissen Zeitablauf und eine gewisse Umwelt, und wie wir uns sogar das Lied eines Vogels schon seiner Tonfolge wegen nicht ausserhalb der Zeit-Raum-Vorstellung denken können, so trifft das Gleiche auch für die künstlerische Betätigung des Menschen zu: eine wahrhaft zeit- und raumlose Dichtung gibt es nicht: Raum und Zeit sind ihre Heimaterde, aber wie von einer Rose nicht nur Wurzelknollen, sondern auch Blüten erwartet werden, soll das Kunstwerk in seinem tiefsten Wesen nicht mit dem Zeitraum, dem es entwächst, identisch sein.

Und wenn immer wieder versucht wird, aktuelle Fragen in künstlerischer Form zu behandeln, bleibt das oberste Motiv der Kunst doch immer der Mensch und ihr Ziel die Beeinflussung, Befreiung oder doch zum mindesten die Unterhaltung des Menschen. Und wenn man sich zum Beispiel eine Reihe von Dramen im engsten Familienkreis vorstellen kann, so werden doch Themen, wie hoch die Familienzulage für Angestellte zu bemessen seien oder ob ein Familienunternehmen besser als einfache Gesellschaft oder als Kommanditgesellschaft mit Aktien weitergeführt werde, richtiger in der Presse als im Theater diskutiert und am besten von der Praxis aus gelöst.

Es gibt aber natürlich viele Probleme, in denen das rein Menschliche das Organisatorische weit überwiegt und selbstverständlich kann sich der Künstler in solchen Fällen entfalten. Hierzu ein aufschlussreiches Beispiel: als der englische Romancier Charles Dickens starb, soll ein Droschkenkutscher tränenden Auges gesagt haben, nun sei niemand mehr da, der das schwere Los eines „Cabbie“ schildern und so für diesen Stand tätige Sympathien wecken könnte. Nun hat Dickens tatsächlich durch seinen Roman „Nicolas Nikolby“ zur Ueberwachung der englischen Privatschulen beigetragen, in denen zum Teil fürchterliche Zustände herrschten: wäre aber die menschliche Substanz in diesem Roman zu gering gewesen,

das

Sta 224

s<sup>5</sup>

würde zur Stunde kein Mensch mehr das Buch in die Hände nehmen und hätte — was er nicht tat — Charles Dickens einen polemischen Roman zu Gunsten der Droschkenkutscher geschrieben, verstaubte jetzt dieses Buch, weil es im Siedlungsgebiet von London mit etwa zehn Millionen Einwohnern vor etwa einem Jahr nur noch vier Droschkenkutscher gab; hätte Dickens aber, was er sicher getan hätte, in einem Kutscherroman das Erleben und Erleiden einer Menschenseele in für immer erschütternder Weise gestaltet, wäre dieses Buch auch heute nicht überholt.

Immerhin wird man bei dieser Feststellung nicht ausser Acht lassen dürfen, dass einerseits trotz der Tatsache, dass die Herzen heutiger Menschen wohl wesentliche Dinge oft gleich empfinden wie unsere Vorgänger, sich doch die Stärke und Lagerung solcher Gefühle im Lauf der Jahrhunderte manchmal weitgehend verändert — wie zum Beispiel das Ehrgefühl — und dass andererseits oft Begriffe und Vorstellungen, die uns als gesichert, als selbstverständlich oder gar als veraltet erscheinen, durch eine Neugestaltung unserer Umwelt plötzlich wieder eine hohe und kampfwürdige Bedeutung erhalten, genau wie in der Zeit ihres Aufkommens. — Ja, wie beispielsweise die schon den alten Assyrern bekannten Streitwagen gerade heute wieder, in den Tanks, eine massgebende Wichtigkeit erlangt haben, so gibt es auch Gefühle und Vorstellungen, denen grundsätzlich dauernd eine hohe Bedeutung innewohnt, auch wenn sie lange Jahre scheinbar schläft, latent ist. Denken wir da beispielsweise an den Freiheitsbegriff; ich erinnere mich, vor Jahren Byrons Gedicht an Schloss Chillon zwar durchaus zustimmend, aber ohne Erschütterung gelesen zu haben: heute aber wirkt es wohl auf manche ähnlich wie zur Zeit seiner Entstehung, im Jahre 1816, also nach dem Sturze Napoleons und dem Aufkommen der Heiligen Allianz. Diese Tatsache schliesst aber nicht aus, dass gerade trotz allen Geistes manche der Verse Byrons, die rein im Zeitgeschehen wurzeln, jetzt nur noch historischen Wert besitzen wie beispielsweise sein skeptisches „carmen seculare“, das „bronzene Zeitalter“. Kein Wunder, dass daher Goethe im Jahre 1832 in seinen Gesprächen mit Eckermann ausdrücklich davor gewarnt hat in der Dichtung der Politik die Vorhand zu lassen: „Gleichermassen ta-

delte Goethe die von andern so sehr gepriesene politische Richtung in Uhland. Geben Sie acht, sagte er, der Politiker wird den Poeten aufzehren. Mitglied der Stände sein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, ist keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit seinem Gesange wird es aus sein und das ist gewissermassen zu bedauern. Schwaben besitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, tüchtig und beredt sind, um Mitglied der Stände zu sein, aber es hat nur einen Dichter der Art wie Uhland." Diese Ausführungen Goethes hat die spätere Entwicklung Uhlands leider völlig bestätigt und nicht mit seinen laut demokratischen Versen vom „guten alten Recht“ Württembergs — als Anhänger Savigny's und seiner romantischen Rechtsschule sprach eben Uhland seiner Zeit die innerliche Berufung zur Gesetzgebung unter Berücksichtigung neuer Verhältnisse ab — sang sich der Dichter ins Herz seines Volkes, sondern mit dem unbewusst demokratischen Lied vom guten Kameraden.

Gewiss, niemand wird von einem Dichter verlangen können, dass er einer ihm persönlich falsch erscheinenden Ansicht in seiner Dichtung zustimmt, entgegen der eigenen Ueberzeugung, sagte doch — entschuldigen Sie, ich zitiere schon wieder Goethe — im Jahre 1828 Goethe in seinen Gesprächen mit Eckermann: „Man muss das Wahre immer wiederholen, weil auch der Irrtum um uns her immer wieder gepredigt wird und zwar nicht von Einzelnen, sondern von der Masse". Aber wie weit nun der Dichter als Dichter in seinen Werken dagegen Stellung nimmt, ist Sache seiner persönlichen Eigenart und seiner höchst persönlichen Verantwortung als Künstler. Es ist daher sehr wohl möglich, dass er sich gerade durch seine Werke von einer ihm nicht gemässen Umwelt zu befreien versucht, zum Beispiel durch Flucht in eine erträumte Welt der Vergangenheit oder der Zukunft; aber auch darin liegt ein Urteil über die Gegenwart. Und wie es von Beethoven heisst, er hätte während fürchterlicher Anfälle von Kolik herrlichste Musik geschrieben, liesse sich auch denken, dass einem neuen Swinburne mitten in einem Luftschutzkeller plötzlich die Verse auf die Lippen träten: „Ich barg mein Herz unter blühenden Rosen", ohne dass dies innerlich unwahr wäre, weil ihm nur der Gedanke an Rosen und Sommer die Gegenwart erträglich machte

und ihm sein Herz retten könnte. Ein solches Verhalten ist naturgemäss etwas anderes als Drückebergerei, wo ein Dichter Zeilen schreibt, nur um nicht denken zu müssen, etwa so, wie es Carducci in einem seiner jugendlichen Gedichte verhöhnt:

„O arcadi, o romantici fratelli  
D'impertinenzza e di castroneria,  
Che è questo, che vi frulla in fantasia  
D'impecorirci i cuori ed i cervelli?“

Grundsätzlich wird sich ein Dichter aber sagen müssen, dass eine ausdrückliche Stellungnahme zum Weltgeschehen in seinen Werken nur dann in Frage kommt, wenn ihn ein solches Geschehen innerlich derart erschüttert, dass er die ihn bedrängenden Probleme nicht als Polemiker, sondern als Künstler und damit vom menschlichen und nicht vom politischen oder wirtschaftspolitischen Standpunkt aus gestalten muss oder doch zu gestalten versucht: Reine Polemik aber ist niemals schöpferisch, auch nicht in der Dichtung; vergessen wir nicht, dass jenes viel belächelte Wort „Poet“ vom griechischen Worte poiein, von „schaffen“, „erschaffen“ abstammt; blosser Kritik aber ist, so leid dies manchem sein mag und so häufig man dies zu bestreiten versucht, nicht schöpferisch, sondern schafft bestenfalls nur für die erhoffte Schöpfung Raum.

Man darf vielleicht an dieser Stelle auf Gottfried Keller hinweisen; Jahre hindurch war er leidenschaftlicher Parteimann, aber nicht seine einst viel beachteten Hetzverse gegen Dunkelmänner und Jesuiten machten ihn zum erklärten Liebling des Schweizervolkes, sondern das positiv Gestaltete wie das Fähnlein der sieben Aufrechten und Frau Regula Amrain. Gewiss wollte Keller mit diesen Novellen, dem Volke beinahe Idealgestalten vorführend, ins Politische wirken; aber der Humor, der seine Erzählungen durchwittert, stammt aus dem Unterbewussten: was unterbewusst auf das Unterbewusste wirkt, greift am tiefsten und ist damit das Wirkungsvollste. Lächeln wir daher nicht über jenen Violinspieler aus der Zeit der französischen Revolution, der, vor ein Tribunal geschleppt, weil er nichts zur Herbeiführung des Umsturzes getan habe, diese Anschuldigung überzeugterweise mit den Worten verneinte: „Mais j'äie joué du violon“ und auf die Frage, was er künf-

tig für die Fortdauer des neuen Regimes zu tun gedenke, einfach zur Antwort gab „je jouerai du violon“. Man zweifelt vielleicht, aber es gibt sicher zu denken, wenn man hört, dass ein Diktator wie Oliver Cromwell erklärte, sein gefährlichster Gegner sei der Portraitmaler van Dyk gewesen, weil er mit seinen Königsbildern das Andenken an die Stuarts lebendig erhalten habe.

Gewiss wollen wir keinem seinen Entscheid verargen, wenn er aufhört, Künstler zu sein und es vorzieht, unter dem Druck der Stunde, für seine Entscheidungen und Ansichten als Staatsbürger im lauten politischen Kampf einzustehn; mit der selben Entschiedenheit lehnten wir es aber ab, wenn ein Mann käme und uns sagte, der wahre Dichter sei der, der zur Stunde überhaupt nicht mehr dichte, sondern es vorziehe, sich als Journalist, Politiker oder Volkswirtschaftler zu betätigen. Es handelt sich hierbei freilich um oft gehörte, aber grundverworrene und krause Gedankengänge: mit gleichem Rechte liesse sich sagen, der richtige Bankier sei zur Stunde der, der schon vor Schliessung der Börse die Kurse überhaupt nicht mehr verfolge, sondern sich einzig der Rosenzucht widme, oder, da die Feder mächtiger sei als das Schwert, der beste Säbelfechter sei der, der zur Stunde nur noch Gedichte mache.

Die Frage, ob ein Künstler, der unter dem Druck der Zeit seinen bisherigen Beruf innerlich aufgibt und sich, wie er glaubt, einer aktiven Betätigung zuwendet, Unrecht tut oder nicht, hängt letzten Endes davon ab, ob unter dem Druck der Zeitereignisse eine Verlagerung seiner Begabung eingetreten ist oder nicht; im Zweifelsfall wäre dies, glaube ich, zu verneinen. Es dürfte sich vielmehr unter dem Schlagwort „Zur Zeit brauchen wir dies oder brauchen wir jenes“ um eine falsche Einstellung handeln; möglicherweise könnten hier einige Bibelworte zur inneren Abklärung beitragen, nämlich die Ausführungen des Apostels Paulus in seinem ersten Brief an die Korinther, zwölftes Kapitel:

„Was aber die geistlichen Gaben anbetrifft, will ich euch, liebe Brüder, nicht ohne Belehrung lassen ... Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist ... Einem jeden aber wird die Offenbarung des Geistes zum gemeinen Besten gegeben. Dem einen wird durch den Geist gegeben das Wort der Weis-

zwa

heit; dem andern wird gegeben das Wort der Erkenntnis nach dem selben Geiste, einem andern der Glaube in dem selben Geist, einem andern die Gabe, gesund zu machen, einem andern, Wunder zu tun, einem andern Weissagung, einem andern, Geister zu unterscheiden, einem andern, in Zungen zu reden, einem andern, solche Reden auszulegen. Dies alles wirkt ein und derselbe Geist, der einem jedem insbesondere zuteilt, was er will."

Die Gefahr, die dem Künstler aus dem Weltgeschehen erwächst, ist, dies sei zusammenfassend festgestellt, eine doppelte:

Es besteht die Gefahr der Flucht nicht in eine erhoffte bessere Welt, die der Künstler in die Zukunft oder die Vergangenheit projiziert, sondern in eine Welt von Illusionen, an die der Betreffende im Grunde selber nicht glaubt;

in gleichem Masse besteht aber auch die Gefahr der vorbehaltlosen Gleichschaltung des Künstlers mit dem Weltgeschehen, einer Identifizierung mit diesem unter Aufgabe der eigenen Persönlichkeit.

Beide Gefahren sind nicht erst von heute; die Gefährdung des Künstlers durch Gleichschaltung mit dem Zeitgeschehen insbesondere dürfte uralte sein, zum mindesten auf dem Gebiete der Lyrik; denn wir dürfen annehmen, dass ein Grossteil urtümlicher Verse religiös-sakraler Natur ist und damit mit dem politisch bedingten Geschehen der Volksgesamtheit aufs engste verknüpft blieb; wir dürfen annehmen, dass gerade in der Frühzeit die Dichtung von den Volksstämmen, denen sie erblühte, weitgehend ... fast möchte ich sagen, beschlagnahmt wurde. So sucht daher der bekannte Romancier Wells die Tatsache, dass fast alle mythischen Dichter wie der Grieche Homer und der Kelte Fingal von der Sage als blind geschildert werden, auf die Annahme zurückzuführen, dass das Volk in Urzeiten seine Dichter einfach blendete, um auf diese brutale Weise ihre Wanderung an andere Stämme zu verunmöglichen und sie so für die Fest- und Traueranlässe ihres eigenen Stammes stets zur Verfügung zu haben.

Sicher dürfte jedenfalls eines sein: Sowie an den Höfen z. B. Aegyptens, Assyriens und Kretas eine Dichtung aufkam, wird es zum Teil eine politische Dichtkunst gewesen sein, deren Aufgabe es war, die herrschende Klasse nicht nur zu unterhalten,

und

zu 15

sondern ihren Standpunkt zu vertreten und den Herrscher selber zu glorifizieren; dabei werden sich diese Ergüsse zu Ehren eines Minos oder Pharaos von den kürzlichen — sagen wir beispielsweise zur Ehre Lenins — nicht wesentlich unterscheiden haben. — Hier als Beispiel eines dieser Preislieder in seiner primitivsten Form, das Preislied auf einen Zulukönig Chake:

„Du hast vernichtet, vernichtet die Völker!  
Wohin wirst du jetzt zum Kampfe eilen?  
Hei, wohin wirst du jetzt zum Kampfe eilen?  
Du hast die Königreiche erobert,  
Wohin wirst du jetzt zum Kampfe eilen?  
Du hast vernichtet, vernichtet die Völker!  
Wohin wirst du jetzt zum Kampfe eilen?  
Hurrah, Hurrah, Hurrah,  
Wohin wirst du jetzt zum Kampfe eilen?“

Wenn auch derartige Huldigungsgedichte — an denen kein Mangel ist — selten überwältigen und eigentliche Staatsgedichte die Gedichte sind, die am frühesten veralten, so schliesst diese Tatsache nicht aus, dass das Zielstreben wichtiger Schichten gerade im Epos oft einen Ausdruck fand, dauernder als Erz. Das Streben des Augustus nach Erneuerung von Familie und Religion auf römischer Grundlage stand dem frommen Aeneas Virgils sozusagen Pathe, und die Einstellung des protestantisch-republikanischen England zur Zeit Cromwells fand für immer im verlorenen Paradies Miltons einen erhabenen dunkelnden Gipfel.

Der Dichter, den das grosse Weltgeschehen, Siege oder Niederlagen eines ganzen Volkes, zum Worte hinreissen, kann sich also auf viele Vorbilder berufen, nicht nur auf die Polen- und Griechenlieder der deutschen Literatur, nein, auch auf uralte Hassgesänge, Rügelieder und Völkerklagen. Hier sei nur auf Vorbilder hingewiesen, die sofort zur Verfügung stehn, auf die Psalmen, ja auf den alten König David selbst mit seiner Klage über eine Niederlage seines Volks bei Gilboa.

a. „Ihr Berge zu Gilboa, es müsse weder taun noch regnen auf  
auf euch noch Aecker sein, von denen Opfer kommen; denn daselbst  
die 230



ist den Helden ihr Schild abgehauen, der Schild Sauls, als wäre er nicht gesalbt mit Oel.

Wie sind die Helden gefallen im Streit: „Jonathan ist auf deinen Höhen erschlagen. Es ist mir leid um dich, mein Bruder Jonathan, ich habe grosse Freude und Wonne an dir gehabt, deine Liebe ist mir mehr gewesen, als Frauenliebe ist.

Wie sind die Helden gefallen und die Streitbaren umgekommen!“

Das sind Bruchstücke einer Lyrik, die an 3000 Jahre alt sein dürfte, die aber, ins P e r s ö n l i c h e gehend, durch ihre Gefühlsstärke noch heute erschüttert. Gleichzeitig lässt sich aber nicht verhehlen, dass uns gerade dieses Gedicht die grosse Gefahr zeigt, die einem Kunstwerk durch allzudeutliche Verwurzelung in einer besondern Raumzeit anhaftet. Worte wie: „Saget es nicht zu Gath, verkündet's nicht auf den Gassen zu Askalon — da kommt uns freilich Scheffels schwarzer Walfisch zu Hülfe — dass sich nicht freun die Töchter der Philister“ erscheinen uns anfangs mehr aufschlussreich als ergreifend, da wir im ersten Augenblick über die uns fremdartigen Ortsnamen wie Gath und Askalon stutzen. Die Gefahr, die solchen sichtbar in der Zeit verankerten Gedichten anhaftet, äussert sich aber nicht nur in uns fremden Namen, sondern — und hier liegt oft eine grössere Gefahr — nicht selten in der Gesamteinstellung, eine Gefahr, der selbst ein Dichter wie Gottfried Keller in seinen politischen Gedichten nicht immer entging; man denke hier nur an sein Gedicht: „Sie kommen, die Jesuiten“.

In einigen dieser Fälle hülfe freilich der Nachwelt noch eine bei aller Pietät drastische Behandlung derartiger Gedichte, um sie so für weitere Kreise und auf lange zu retten, und zwar bestände diese Kur in folgendem: in der Weglassung des zeitlich Bedingten, Ueberholten, jetzt Ueberflüssigen oder uns nur mühsam Verständlichen. Auf die Gefahr hin, dass dabei gelegentlich vier Fünftel des Textes unter den Tisch fielen, ist einmal vom Schreiber dieser Zeilen bei den altgriechischen Preisdichtern Bakchylides und Pindar dieses Verfahren selber versucht worden; denn wenn ein Sportsieg, dem seinerzeit gewisse Kreise grösste Wichtigkeit beimassen, etwa 2500 Jahre zurückliegt, erscheint er uns Heutigen gelinde gesagt nicht mehr aktuell, und es muss neben dem Ruhme des Siegers in diesen

Preisgedichten noch etwas allgemein Menschliches Stimme werden, damit wir heute noch Ohr sind. Hier ein Beispiel:

*Dem Kleoptolemos, dem Thessalter — dem Sieger mit dem Wagen:*

„Bestes für Menschen ist ein holdes Geschick, mild vom Dämon  
verliehn;  
Aber Ungemach, schwerlastend gewälzt, versenkt Edle in Dunkel:  
Allein derart Bewährte verklärt einst leuchtender Glanz.  
Und ein jeder erstrebte sich andere Ehre, die, so ihm zukommt.  
Denn die Wege, sich zu bewähren, sind zahllos,  
Einer aber gilt allen: das, was zur Hand ist,  
Zu lenken mit edelstem Sinne.  
Schlecht stimmen zu leidvollen Schlachten Jubel der Leier  
Und schlecht zu frohem Gelage Schläge aus Erz.  
Doch jegliche Tat, die die Zeit erfordert, ist schön  
Und wer sich dauernd bemüht, den krönen die Götter“.